

10. Fazit und Ausblick

Ausgangspunkt der Überlegungen war die Frage, was „Integration in Gesellschaft“ meint. Dabei zeigte sich im historischen Rückblick, dass die Idee, Individuen in ein gesellschaftlich abgrenzbares Ganzes einzubinden, eng mit der Entstehung von Nationalstaaten verbunden ist. Durch die Kopplung der Entstehung des Nationalstaates mit einem Fortschrittsglauben, der als Monismus der Moderne bezeichnet wurde, wurde die Bemühung um Homogenisierung der Lebensweise einer Bevölkerung zum Kennzeichen moderner Gesellschaften. Letztere unterscheiden sich hinsichtlich der Art und Weise, wie „Volk“ und Zugehörigkeit organisiert werden (ethnos – Abstammung vs. demos – Bekenntnis zur gemeinschaftsstiftenden Idee) und damit auch, wie der Beitritt zur Volksgemeinschaft geregelt ist (vgl. Kapitel Monismus der Moderne).

Die Art, wie ein „Fremder“ zum Mitglied dieser Gesellschaft werden kann, ist sehr unterschiedlich diskutiert worden: Eine der ältesten Argumentationsfiguren findet sich bei ROBERT EZRA PARK, der durch die Abkehr von biologistischen Erklärungen die Thematisierung sozialer Konstruktionen ermöglichte. So diskutierte er die Probleme der Integration der New Immigrants und der Negroes als ein Problem des kulturellen Defizits dieser Gruppen, das aber durch Anpassung an die fortschrittlichere, moderne und zivilisiertere Lebensweise überbrückt werden könne (vgl. Kapitel kulturelles Defizit). Damit steht er als Vater der Migrationsforschung auch für das Paradigma der Assimilation. Dieses ist im Kontext seiner Zeit zu beurteilen und im Monismus der Moderne verhaftet, was sich an der ethnozentristischen und in gewisser Hinsicht auch statischen Sichtweise auf Kultur zeigt. Demnach kann eine Gesellschaft nur friedlich zusammen leben, wenn die Bevölkerung von Traditionen und Mythen befreit sei, wenn sie durch die Homogenisierung „an der Oberfläche“ wirkliche individuelle Freiheit ermögliche und diese von einem starken Nationalstaat gerahmt sei (PARK 1950k). Heterogenität der Bevölkerung wird dementsprechend von PARK als Gefahr für das friedliche Zusammenleben der Gesellschaft betrachtet (PARK 1950j). Wie IMHOF (1993) zeigen konnte, wird dabei eine vermeintlich homogene Lebensweise mit der Loyalitätsvermutung gekoppelt. Gleichzeitig erfolgt die Loyalitätsunterstellung bei Staatsbürgern, ohne dass sie diese unter Beweis stellen müssen. Sogenannten „Ausländern“ hingegen werden die Loyalitätsvermutung und die damit auch verbundenen Rechte vorenthalten. Es zeigt sich, dass der Beitritt zur Gemeinschaft dieser „Fremden“ an bestimmte Anpassungsleistungen geknüpft ist, dass sie erst beitreten dürfen, wenn sie durch ihre Konformität „beweisen“, dass sie loyal sind.

Es konnte also gezeigt werden, dass die Theorien von PARK auf modern-monistischem Denken fußen, dass sie aus ihrer Zeit heraus „logisch abgeleitet“ erscheinen und sich bis heute einer großen Beliebtheit erfreuen. Bei einer Gegenüberstellung dieses Konzeptes mit den Rahmenbedingungen einer reflexiv-modernen und funktional ausdifferenzierten Gesellschaft wurde allerdings deutlich, dass eine assimilative Sichtweise unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen nicht erklärungskräftig ist (vgl. Kapitel Wandel von Gesellschaften). Es konnte gezeigt werden, dass ein Integrationskonzept, das diesen Rahmenbedingungen einer globalisierten und reflexiv-modernisierten Gesellschaft gerecht werden will, sich sowohl von einer Vorstellung einer einheitlichen Kultur als auch von der Vorstellung absoluter gesellschaftlicher Steuerung verabschieden muss. Zudem wurde deutlich, dass dabei die Fähigkeit des Individuums zum Selbstmanagement und zur Entscheidung zwischen verschiedenen Optionen ständig an Bedeutung gewinnt, da selbst Traditionen nicht mehr selbstverständlich übernommen werden können, sondern gewählt werden müssen. Mit dieser Komplexität umgehen zu können, erfordert die Ausbildung einer autonomen Identität, die sich in dem vielfältigen und widersprüchlichen Angebot einer globalisierten Welt zurecht findet. Wie dargestellt wurde, kommt es dabei besonders auf kultureller Ebene zu Vermischungen und Neuschöpfungen, zur Erschaffung transkultureller Güter und Lebensweisen. Insofern stellt ethnische Verortung nur eine Möglichkeit der Sinnstiftung dar, die Individuen die Möglichkeit bietet, in unterprivilegierter Situation alternative Ressourcen zu aktivieren (ESSER 1996b). Da sich ein Konzept zur Beschreibung der Einbindung von Individuen in solch eine reflexiv-moderne und funktional differenzierte Gesellschaft für diese Dimensionen öffnen muss, wurde im Anschluss geprüft, welche weiteren Beschreibungen zur Einbindung von Individuen existieren und inwiefern sie diesen Bedingungen gerecht werden.

Dabei ließen sich zwei Hauptrichtungen identifizieren: Zum einen die Theorietradition, die davon ausgeht, dass Gesellschaft als „einheitlich Ganzes“ zu betrachten ist und Individuen hier integriert werden können. Zu dieser Position können auch die Arbeiten von ESSER (1980, 1999) gezählt werden. Zum anderen gehen Anhänger der Theorie der funktionalen Differenzierung von LUHMANN (1988) davon aus, dass eine „Vollinklusion“ in Gesellschaft nicht mehr möglich ist, sondern von (Multi-) Inklusion in bestimmte gesellschaftliche Teilsysteme ausgegangen werden muss. Diese Diskussion wurde anhand der Auseinandersetzung von ESSER (1988, 1999) und NASSEHI (1990) um ethnische Konflikte nachgezeichnet (vgl. Kapitel Modernisierung und ethnische Konflikte), wobei deutlich wurde, dass das Problem der sozia-

len Ungleichheit in der Theorie der funktionalen Differenzierung kaum fassbar ist (SCHWINN 1998) und somit vor allem auch der Thematik der Migration, die sich oftmals mit Ungleichheitsrelationen koppelt, nicht gerecht wird. Auch EDER (1998) weist darauf hin, dass in funktional differenzierten Gesellschaften soziale Ungleichheiten weniger sichtbar sind, da sie nicht mehr durch kollektive Klassenlagen aufgefangen und damit auch nicht mehr als systematisches Problem sichtbar gemacht werden können, sondern als individuelles Scheitern verstanden werden. Infolge dessen schlagen sie um in den Kampf um Anerkennung, was mit ESSER (1996b) als Problem der Definitionsmacht umschrieben werden konnte. Daher bleibt für ESSER (1999) der Ansatzpunkt der Kritik, dass die systemtheoretische Betrachtungsweise der gesellschaftlichen Teilnahme soziale Ungleichheiten ausblende, die Betrachtung der sozialen Differenzierung von sozialer Ungleichheit ablenke und sie damit hinter den Beschreibungen zurück bleibe, die in der Migrationsforschung üblich sind.

Das Integrationskonzept von ESSER (ebd.) bot sich aus mehreren Gründen zur Reformulierung in Hinblick auf die Anforderungen der reflexiven Modernisierung an (vgl. Zusammenfassung und Reformulierung): Zum einen ist hier die Verbindung von objektiver Benachteiligung (sozialer Ungleichheit) mit subjektivem Empfinden möglich. Zum anderen kann das Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Pluralität und dem Zwang zur individuellen Wahl, die von den persönlichen Ressourcen des Akteurs abhängig ist, thematisiert werden. Weiterhin kann mit dem Begriff der „Integration“ nach ESSER (ebd.) das wohlfahrtsstaatliche System, in dem Rechte und Pflichten an einen bestimmten Status geknüpft sind, beschrieben werden. Zudem wurde bei der Reformulierung berücksichtigt, dass Ethnizität als genuin moderne Semantik verstanden werden muss, wie NASSEHI (ebd.) betont und sich eine „integrative Identifikation“ am demos-Begriff orientieren muss. Es wurden anschließend die verschiedenen von ESSER (1999) formulierten Ebenen der Integration in Hinblick auf die Bedingungen der reflexiven Modernisierung diskutiert:

Die *Systemintegration* wurde nun als gesellschaftliche Rahmenbedingung der Integration gefasst, wobei sich zeigen ließ, dass die vielschichtigen Rahmenbedingungen der Integration ausländischer Mitbürger in der Bundesrepublik Deutschland lange Zeit als mangelhaft, unübersichtlich und nicht integrationsfördernd, stellenweise sogar abweisend beurteilt werden müssen (vgl. Kapitel Systemintegration).

Der Forschungsstand zur Sozialintegration wurde differenziert auf vier verschiedenen Ebenen (Platzierung, Kulturation, Identifikation und Interaktion) betrachtet. Hinsichtlich der *Platzierung* konnte nachgezeichnet werden, dass die türkische Bevölkerung in Deutschland immer noch zu den am stärksten sozial benachteiligten Gruppen gehört: Sowohl Ausbildungsstand als auch Arbeitsmarktchancen sind für türkische Jugendliche nach wie vor schlecht, das Haushaltseinkommen der meisten türkischen Familien liegt immer noch unter dem der meisten Deutschen, obwohl mehr Mitglieder in diesen Haushalten wohnen. In diesem Kontext wurde auch die Ebene der *Kulturation* diskutiert: Auf der einen Seite verschafft spezifisches kulturelles Kapital alternative Ressourcen und bietet somit Alternativen, die von der Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft und ihren Definitionen und Wertigkeiten unabhängig ist. Auf der anderen Seite wird diese Strategie dann zweischneidig, wenn sie mit einem Rückzug auf die Herkunftskultur einhergeht und die unterprivilegierte Situation verschärft. Insbesondere die Frage der Sprachbeherrschung ist hier zentral für die Möglichkeiten der Integration. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass die *Identifikation* zum einen als soziale (private türkische) Identität thematisiert werden kann, dass diese aber unabhängig ist von der (politischen und gesellschaftlichen) Identifikation. Hier konnte herausgearbeitet werden, dass die Chancen für eine „integrative“ also am demos-Begriff (vgl. Kapitel Monismus der Moderne) und politisch orientierte Identifikation in den letzten Jahren eher mangelhaft waren, da institutionalisierte Formen der politischen Teilhabe für die türkische Bevölkerung in Deutschland kaum gegeben waren. Verschärft wird diese Tatsache dadurch, dass die türkische Bevölkerungsgruppe strukturell eher in einer sozialen Position anzutreffen ist, die politisches Interesse nicht fördert (WEIDACHER 1999, 2000). In Hinblick auf die *Interaktion* konnte nachgezeichnet werden, dass der Wunsch zu interethnischen Freundschaften meist existiert und ebenso (wenn auch in geringerem Maße) umgesetzt wird. Es konnte zudem herausgearbeitet werden, dass Freundschaften besonders im Jugendalter von Bedeutung sind, da sie bei der Ablösung vom Elternhaus sowie der Transformation von Werten hilfreich sind. Es konnte also gezeigt werden, dass - vor allem im Kontext der Migrationserfahrung der Familie - Freunde bei der doppelten Vermittlungsleistung zwischen partikularen und universellen Werten eine besondere Funktion übernehmen. Dabei wurde deutlich, dass ethnisch gemischte Freundschaften zwar angestrebt werden, im Laufe der Zeit aber immer weniger realisiert werden, da der familiäre Migrationshintergrund als ein immer stärker trennendes Element empfunden wird. Dies kann u.a. auf die emotional stabilisierende Funktion von ethnisch homogenen Freundschaften zurückgeführt werden, die an Bedeutung gewinnen, wenn gesellschaftliche Anerkennung nicht gewährt wird. Zusammenfassend ließ sich herausstellen,

dass Freundschaften im Jugendalter vor allem unter dem Aspekt der Ko-Konstruktion der Identität bedeutsam sind und dass eine gute Beziehungsqualität sowie ein stabiles Netzwerk die Ausbildung einer autonomen Identität fördert, die unter den Rahmenbedingungen einer reflexiven und globalisierten Gesellschaft besonders wichtig ist. Aufgrund der besonderen Bedeutung von Freundschaften im Jugendalter für die Identitätsgenese, die hier herausgearbeitet werden konnte, wurde ein besonderer Schwerpunkt auf die Analyse Freundschaftsbeziehungen gelegt.

Im empirischen Teil sollte daher geprüft werden, wie sich die befragten Jugendlichen türkischer Herkunft in den vier Ebenen der Sozialintegration verhalten. Weiterhin sollte zwei zusätzlichen Fragen nachgegangen werden: Zum einen wurde davon ausgegangen, dass bei der Ausbildung einer autonomen Identität die drei Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Freunde wichtige Einflüsse darstellen. Ausgangspunkt war hier die Annahme, dass der Einfluss der Familie im Zeitverlauf abnimmt und der der Freunde sowie der Schule an Bedeutung gewinnt. Als besonders wichtig wurde hier vor allem die Beziehungsqualität der Freunde erachtet. Zum anderen sollte gezeigt werden, dass eine autonome Identität die integrative Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft fördert (vgl. Kapitel theoretisches Modell und Fragestellungen).

Auf empirischer Ebene konnte gezeigt werden, dass die Jugendlichen dieser Stichprobe im Verhältnis zu der türkischen Bevölkerung Deutschlands allgemein eine bessere soziale Position einnehmen, was mit der Ziehung der Stichprobe zusammenhängt. Trotzdem ließ sich auch hier nachweisen, dass eine niedrigere soziale Position und das Gefühl der Benachteiligung die ethnische Identifikation bestärkt (vgl. empirisches Kapitel zur Platzierung). Bezüglich der kulturellen Vorlieben wurde deutlich, dass diese Jugendlichen transkulturelles Kapital bevorzugen und sich selber deutlich bessere Deutsch- als Türkischkenntnisse bescheinigen. Dabei wurde auch deutlich, dass die Beherrschung und alltägliche Verwendung der deutschen Sprache eine wichtige Ressource für die Ausbildung einer autonomen Identität darstellt (vgl. empirisches Kapitel zur Kulturation). Interessant war weiterhin, dass die Zustimmung zu demokratischen Werten sowie die Bereitschaft zum gesellschaftlichen Engagement trotz starker ethnischer Verortung bei den Befragten sehr hoch ist (vgl. empirisches Kapitel zur Identifikation). Zudem konnte nachgewiesen werden, dass die Ausbildung einer autonomen Identität nicht nur von familiären Variablen beeinflusst wird, sondern auch – und dies im Zeitverlauf in immer stärkerem Ausmaß – von der Beziehungsqualität der

Freundschaft sowie von schulischen Variablen. Dabei ließ sich feststellen, dass interethnische Freundschaften auf allen Ebenen existieren, dass sie aber im Laufe der Zeit abnehmen (vgl. Kapitel Interaktion). Des Weiteren konnte nachgezeichnet werden, dass eine hohe Beziehungsqualität der Freundschaft, unabhängig davon, ob sich ethnisch homogen oder heterogen zusammengesetzt sind, die Ausbildung einer autonomen Identität stützt (vgl. Kapitel Einflussfaktoren autonomen Identität) und dass diese wiederum die integrative Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft fördert (vgl. Kapitel Zusammenhang Freunde – Identität – Identifikation).

In Hinblick auf pädagogisches Handeln geraten mit diesen Ergebnissen die Schulen ins Blickfeld: Sie sind die Institutionen, in denen interethnische Freundschaften initiiert werden und, wie gezeigt werden konnte, auch Lehrer als Ansprechpartner für politische Fragen zur Verfügung stehen. Dabei muss aber beachtet werden, dass viele Integrationsprobleme bereits früher entstehen: In dieser Stichprobe und in den meisten Befragungen bescheinigen sich Jugendliche türkischer Herkunft gute Deutschkenntnisse. Die Erfahrungen in den Schulen zeigen allerdings, dass die Sprachfähigkeit – auch bei deutschen Jugendlichen – oft erheblich gestört ist und somit dem schulischen Erfolg im Weg steht. Daher stellt sich die Frage nach sprachlicher Förderung (auch) im Kindergarten. Allerdings geraten hier pädagogischen Institutionen an bestimmte Grenzen. Zum einen schicken türkische Eltern ihre Kinder recht selten in den Kindergarten. Dies mag viele Gründe haben, wird aber sicherlich auch dadurch bestärkt, dass viele türkische Mütter Hausfrauen sind und so die Notwendigkeit nicht immer erkannt wird. Zudem stellt sich die Frage der Vergabepaxis von Kindergartenplätzen. Auch steht zu vermuten, dass bei vielen Müttern Sprachbarrieren den Kindergartenbesuch ihrer Kinder verhindern. Eine größere Anzahl türkischstämmiger oder zumindest türkischsprachiger Erzieher(innen) und auch Lehrer(innen) könnte vielen Eltern diesen Schritt erleichtern. Zudem würde es die Vielfalt an Vorbildern bzw. Beispielen erhöhen und so weitere Orientierungsmöglichkeiten schaffen. Wichtig dabei wäre aber, dass diese Kindergärten für besser gestellte Eltern ähnlich attraktiv sind. Hier deutet sich ein weiteres Problem an: die Entmischung von Wohnbezirken. Besonders bei Grundschulen werden die Einzugsgebiete oftmals strikt gehandhabt, so dass es bei Schulen in sozialen Brennpunkten zu einer Vereinseitigung der Schülerschaft kommt. Interessierte Eltern nehmen oft sogar einen Umzug in Kauf, um den Besuch bestimmter Schulen zu vermeiden. Dabei sind Schulen aber ebenso wie Kindergärten auf die Mitarbeit und Unterstützung der Eltern angewiesen. Wenn sie sich diese aber nicht einmal zum Teil aussuchen können, haben sie selbst bei guten

pädagogischen Konzepten zur Profilbildung kaum eine Chance, einen „guten Ruf“ auszubilden, der interessierte Eltern anziehen könnte. Dadurch entsteht schnell eine Abwärtsspirale, die auch engagierte Kollegien in ihre Grenzen verweist. Die Möglichkeit, sich einen Teil der Eltern auch aus anderen Bezirken aussuchen zu können, dürfte hier sehr hilfreich sein. In Berlin gab es z.T. recht erfolgreiche Versuche, auch türkische Eltern einzubeziehen: Das gelang auch durch Angebote von Deutschkursen für ausländische Mütter, die sich einer hohen Beliebtheit erfreuten. Die Profilbildung von Schulen (und Kindergärten) kann hier helfen, unterschiedlichste Eltern anzusprechen und so einer Entmischung von Schulen (und damit verbunden oft sogar ganzen Wohngebieten) entgegenzuwirken. Dennoch muss betont werden, dass in Bezug auf die Sprachförderung türkischer Jugendlicher der „Rückzug“ auf die eigene Ethnie besonders dann zum Problem wird, wenn er mit sozialer Benachteiligung einher geht – ethnische Identifikationen werden dann zum Problem, wenn sie Ausdruck sozialer Problemlagen sind und semantisch an deren Stelle treten. Dabei kann nur davor gewarnt werden, gesellschaftliche Probleme unter dem ethnischen Blickwinkel zu betrachten: diese Vorgehensweise stigmatisiert einerseits die Benachteiligten des Konfliktes, weil es von „realen“ sozialen Problemen ablenkt und wird andererseits einem der reflexiven Moderne angemessenen Gesellschaftskonstrukt auf Dauer immer weniger gerecht. Der Rückbezug auf (ethnische) Traditionen wird auch in Zukunft bedeutsam bleiben, muss aber immer wieder neu gewählt und re-kontextualisiert werden. Dadurch verbinden sich unterschiedlichste kulturelle Elemente und die Definition dessen, was „deutsch“, „türkisch“ etc. ist, wird immer stärker kontext- und beobachterabhängig. Zudem wird sicherlich auch die nationale Ebene als Verwaltungs- und Identifikationsinstanz noch eine ganze Weile Bedeutung haben, daher bietet sie sich zur Zeit als Rahmen gesellschaftlicher Identifikation an – dieser ist dann aber ein politischer Rahmen, der Teilhabe und Gestaltung ermöglicht und der dabei offen sein muss für (kulturelle und ethnische) Pluralität. Man kann davon ausgehen, dass im Zuge der weiteren europäischen Einigung dieser Rahmen wichtige integrative Elemente an die europäische Ebene abgibt und somit der lokale Bezug (Identifikation mit der Stadt oder Region, aus der man kommt bzw. in der man lebt) und der europäische Rahmen an Bedeutung gewinnen – wie dies staatsbürgerrechtlich gelöst werden kann, wird eine spannende Frage sein. Diese Veränderungen betreffen aber nicht nur Migrant*innenjugendliche, sondern in immer stärkerem Maße auch jene deutschen Jugendlichen, deren kultureller Hintergrund nicht mehr dominant und vor allem allgegenwärtig ist. Im Zeitalter der Globalisierung wandern immer mehr Menschen, um ihre Lebenschancen zu verbessern oder weil es biographisch eingefordert wird. Daher verwundert es wenig, dass man in Berliner

Schulen z.T. auch auf Klassen trifft, in denen das Konzept „Ethnizität“ keine wirkliche Relevanz besitzt, da hier bereits eine enorme Vermischung stattgefunden hat⁷⁵.

Man darf nicht vergessen, das sich hier ein enormes Potential findet, das aufzeigt, wie sich Identitätsfindungen in einer pluralisierten Welt ausgestalten können – dabei ist davon auszugehen, dass diese bereichern, aber auch scheitern können, da hohe Anforderungen an individuelle Gestaltungsfähigkeiten gestellt werden. Hier gesellschaftliche und staatliche Angebote zu schaffen, die Identifikationen ermöglichen, wird in den nächsten Jahren eine der wichtigsten Aufgaben darstellen, wenn man den sozialen Frieden erhalten und fördern möchte – dabei darf nicht nur an jene „Migrantenjugendlichen“ gedacht werden, sondern auch an all die anderen, denen man so gern Politikverdrossenheit und Desinteresse attestiert – hier stellt sich vielmehr die Frage, welche Formen der Teilhabe Identifikationen ermöglichen, die nicht in nationale oder ethnische Ideologien umschlagen, die Jugendliche aber dennoch für die Gestaltung ihrer Zukunft begeistern oder zumindest interessieren können. Nach allem, was man dazu bisher weiß, wird Politik aufgefordert sein, lokale Angebote zu machen, die überschaubar sind und einen langsamen Einstieg mit einem ggf. schnellen Ausstieg aus konkreten Projekten zu verbinden wissen. Gewachsene Loyalitäten mit einem bestimmten Milieu (und damit verbundene Parteipräferenzen) wird man bei türkischen Jugendlichen eher finden als bei deutschen, dort aber seltener begrüßen. Zu diesen neueren Politikformen gehören auch bislang eher unkonventionelle Beteiligungsformen wie Planungszellen, Mediationen und Zukunftswerkstätten. Daneben stellt sich natürlich auch die Frage nach dem Wahlrecht (und -alter), der Transparenz von Politik und politischen Entscheidungen: Wer das Gefühl hat, mit seiner Stimme ohnehin nichts bewegen zu können, wird kaum die Lust und Ausdauer aufbringen, um sich in politische Prozesse einzubringen.

Der Migrationsforschung stellen sich verschiedene Aufgaben: Mit der Änderung des Staatsbürgerschaftsgesetzes bliebe zu prüfen, inwiefern diese veränderte staatliche Einstellung zur Migration die deutsch-türkischen Beziehungen im Lande verändert. Dies könnte vor allem auch dadurch der Fall sein, dass dies nicht nur praktische Erleichterungen bei der Einbürgerung nach sich zieht, sondern vor allem auch, weil es ein Symbol der Anerkennung der Migrant(inn)en in Deutschland ist. Dabei wären zwei Schwerpunkte besonders interessant: Zum einen stellt sich die Frage nach transnationalen Verflechtungen zwischen der Türkei und

⁷⁵ Besonders im Gedächtnis bleiben wird mir jene Klasse, in der mehrere Jugendliche fragten, was sie denn bei Volkszugehörigkeit angeben sollten: Ihre Großeltern kämen aus dem einen, ihr Vater aus einem weiteren Land und ihre Mutter sei in Deutschland geboren.

Deutschland. Zum anderen zeigt sich hier eine Gruppe, die unter Bedingungen der reflexiv-modernen Unsicherheit lebt, die eine Vielzahl an Optionen hat, aber mit wenigen Ressourcen ausgestattet ist. Oft ist die Reaktion auf Unsicherheit der Rückzug auf das vermeintlich Überschaubare, auf das Lokale oder die Tradition. Wie sich anhand der türkischen Bevölkerung in Deutschland zeigt, wählt aber nur ein Teil dieser Gruppe den Weg in die rein ethnische Verortung: Viele beweisen in ihrem Umgang mit transkulturellen Lebenswelten ein enormes Potential an Kreativität und Selbstmanagement. Diese Fähigkeit zum Umgang mit Risiken und Unsicherheiten ist mit Sicherheit eine Schlüsselkompetenz der Zukunft, die in immer stärkerem Maße auch von Mitgliedern der „Mehrheitsgesellschaft“ gefordert werden wird. Daher stellt sich der Migrationsforschung die Aufgabe, die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen dieser Kompetenzen zu untersuchen.